Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 23

Artikel: Die Stösser und Plötscher

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637808

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Greyerz: Chemalige Kapelle und links das Institut.

für jemand Liebes daheim. Anderswo erstehen wir ein lustiges Küherkäppchen aus Stroh mit eingewobenen bunten Bändern — eine Erinnerung an die ehemals blühende Strohindustrie — und denken mit heimwehstarker Freude an den Augenblick, da wir es einem jubelnden Büblein auf das runde Röpfchen setzen können.

In der fühlen Gaststube erinnern wir uns rechtzeitig noch an das Schulheft von annodazumal, worin geschrieben steht, daß man hier einen guten Rase fabriziert. Er ist wirklich deliziös, dieser Grenerzer Rase. Run fehlt nur noch, daß wir, vom Berg hinunter= steigend, die "Armaillis" — die Grenerzer= Sennen - mit ihren Tragräfen und Milch= geschirren begegnen, und daß wir aus ihrem Munde den berühmten "Ranz des Vaches", den Freiburger Ruhreigen, zu hören bekom= men, wie es das lette Blatt meines Reise= albums wahrhaben will. Leider sind wir mit unserem Erleben damals nicht so weit gekommen. — Noch wartetder Moléson auf meinen Besuch. Ich werde ihn nicht vergessen. Und dann hoffe ich, jene vielgerühmte schwermütige Beise zu hören, in der die Rüher der Colombetta ihre Liebe

zur Seimat, zu ihren Bergen und ihren Kühen so naturswüchsig und lebenswahr ausdrücken.

H. B.

und Plötscher.

Eine volkstundliche Stigge von Alfred Fanthauser.

Jedermann kennt das Lied vom "Breneli ab em Gugsgisberg"; fast unbekannt dagegen ist das Guggisbergersländchen selber. "Simes Hansjoggeli änet em Bärg" ist eine Gestalt des Liedes — der Name des Guggisbergers erweckt in den meisten Köpfen nur dunkle Vorstellungen. Wer den allgemeinsten Begriff von dem Ländchen hat, weiß, daß es hinter Vern irgendwo in der Händchen hat, weiß, daß es hinter Vern irgendwo in der Höhe anfängt und aufhört, weiß, daß es dort droben ein Guggershorn gibt und vielleicht gar, daß eine Treppe auf den Gipfel des Horns, einen riesigen Nagessuchschahn, hinaussührt. Wer auch einen blassen Begriff vom Guggisberger hat, weiß, daß er nicht viel anders aussieht als der Rüschegger, der Rüschegger aber größtenteils mit Korbmachen und Haussen sich beschäftigt, hie und da bettelt oder auch stiehlt, jedenfalls ein ziemlich zu schendes Subjekt ist. Das sind alles Fabeln, wie die meisten unklaren Vorstellungen über irgend ein Bölfs

lein hinter der Welt. Wer hingehen will und sich die Sache ansehen mag, der wird mit jedem Schritt merkwürdige Entsdeckungen machen. Doch wir wollen dem Leser nicht etwa allerhand über das Gugsgisberg und seine Leute berichten, sondern nur über eine Sorte von Menschen, die dort oben vorkommt und einen guten Teil der Schuld trägt an dem dunklen Ruf der Gegend: die Stößer und Plötscher.

Trifft man auf einer bernischen Landsstraße einen Korberkarren, daneben zwei losgespannte gelbe Hunde, in der Sonne schlafend, ein struppiges Weib und einen bärtigen Mann, mit Blechschüsssellen auf den Knien, eine dicke oder dünne Suppe löffelnd, und fragt man die Leute, woher sie kämen, so bekommt man zumeist die Antwort:

"Bo Schwaarzebuurg."

Das wird unfreundlich, oft grob, meist aber in einem Fleheton zurückgegeben, dem

man deutsich die lange Uedung im Notleiden und im Notsheucheln anmerkt. Man sollte der Sache aber etwas näher auf den Grund gehen und den Leutsein die Wahrheit sagen: Daß im ganzen Schwarzendurgdorf kein Korber und kein Korbhausierer zu finden sei. Dann werden sie, ohne sich zu entschuldigen, antworten: "Nicht grad von Schwarzensburg. Etwas weiter hinten — von Rüschegg." Der Landeskundige protestiert auch gegen diese Antwort. In Rüschegg gibt es keinen Korber und Korbhausierer. Der Mann windet sich, wird endlich gewissenhaft und gesteht: Man sagt ihm, dem Dörflein, die "Stöößi". Nun können wir zufrieden sein. Er ist zweisellos einer von denen, die man in Rüschegg, Guggisberg und Schwarzendurg "Stößer" nennt, einer, der in der Stößi oder dort herum wohnt. In der Annahme, daß wir in der Geographie des Amtes Schwarzendurg schwach seinen, hat der Stöößer uns den Kamen des bekanntesten Dorfes der Gegend genannt.

Die Stößi liegt in der Gemeinde Rüschegg, am Schwarzwasser, eine halbe Stunde oberhalb der Postablage Rüschegggraben, eine halbe Stunde unterhalb der Kirche



Greyerz mit dem Moléson.

von Ruschegg, an der Gemeindegrenze gegen Riggisberg zu, zwischen Wäldern, steilen Grashängen, Ufergebusch und schwarzes Steingeröll hingebaut. Um die zahlreichen herumstreichenden Seimatlosen anzusiedeln und das Land von der Plage der Bettler zu befreien, wurde ihnen ein Stud des Wahlernburgerwaldes in der Stößi zur Niederlassung angewiesen. Die wirtschaftlich untüchtigen Elemente nahmen von der neuen Beimat im Walde Besitz, bauten sich Sutten und rodeten die nächste Umgebung, jedoch ohne dadurch genügende Existenzmittel zu erwerben; denn einesteils zog von regierungswegen der Ausrodung Schranken: andernteils unterließ man jede Unterstützung der neuen Rolonisten, jede Beaufsichtigung und Leitung und begnügte sich, die bevorzugten Gegenden gesäubert zu haben, auf Rosten der gemeinsam bernisch-freiburgischen Rehrichtgrube, der Herrschaft Grasburg, die mit dem heutigen Amte Schwarzenburg identisch ist.

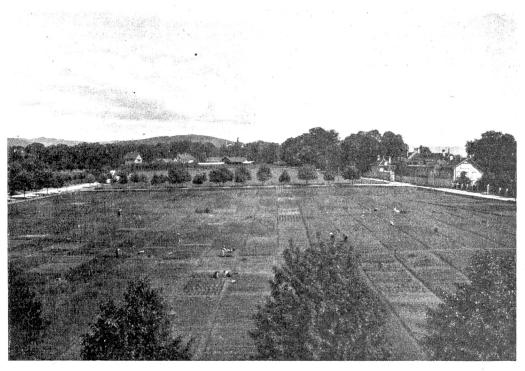
Für das arme Ländchen mehrten sich die Leiden. Von den Landvögten ausgesogen, in der Entwiklung gehemmt statt unterstützt, mußte das Guggisbergerland nun die sämt= lichen Baganten der beiden Republiken ernähren. Wenn vorher die Abgaben, vergrößert durch willfürliche Ueber= vorteilung, alle fünf Jahre einen Berner oder Freiburger um mehr als 150,000 Franken nach heutigem Geldwert bereichert hatten, so sollten nun die längst bis aufs Blut geplagten Bauern auch noch so geschröpft werden. Und die Menge der Armen wurde noch dadurch erhöht, daß dem Guggisberger Nachwuchs verboten war, sich anderswo in den Republiken anzusiedeln. Sie sollten an ihre Berge gefesselt werden. Nur zur Aushülfe in Heuet und Ernte oder jum Spinnen durften die Jungen für Wochen auswandern, nachher aber sich wieder hübsch heimbegeben und das karge Brot des verachteten Bodens genießen.

Das war die Zeit, wo die Mütter an der Wiege der neugebornen Knaben weinten: "Warum bist du gekommen? Du gibst doch nur einen für den Krieg ab!" Der fremde Solddienst oder die heimatliche Armut waren die einzigen Lebensmöglichkeiten. Um gleiches Recht wie die Bewohner der untern bernischen Aemter zu bekommen, versuchten die intelligenten Alteingesessenen wiederholt, der Doppelherrschaft zu entrinnen und unter Bern zu kommen. Man hielt die bernischen Landvögte für erträglicher. Das Guggissberger Sprichwort sagte: "d'Bärner drücken im de Bluet us de Fingernaglen u d'Frydurger us em Härz!" Alle Anstrengungen, die Freiburger, deren Druck sich wegen religiösen Unterschieden verdoppelte, los zu werden, waren indessen werden, die Uebelstände im Guggisberg mußten ertragen werden, dis die Revolution auch hier wie ein befreiender Föhnsturm hereinbrach und Frühling brachte.

Die Bettlerplage überdauerte indessen die Revolution; denn obichon nun die überschüssige Bevölkerung abwandern durfte und die Armen durch die entfesselten Arbeitsgelegen= heiten Berdienst erhalten konnten, blieb es aus vielen Gründen beim Alten. Die Beimatlosen hatten sich auf ihre Art recht heimisch gemacht und fragten nach den Errungenschaften der Demokratie wenig. Sie besagen ihre eigenen kleinen Säuschen mit den Rappendächern, den winzigen Fensterchen und Rauchfängen, darin nicht selten Schweinernes hing, mehr als in mancher ärmern Bauernhütte; wenn nicht Schweinernes, so doch Wild oder Ziegen= fleisch. Die Heimatlosen waren steuerfrei, aber Bürger der Gemeinde Guggisberg, die damals Ruschegg noch mitumfaßte. Und als Bürger hatten sie das Recht, von der Wohltätigkeit zu leben, d. h. sie bettelten. Bettelten mit Berstand, mit viel und ausgebildeter Berufskenntnis. kannten den flehentlichen Bettelton, kannten ihn oft nur zu gut, so daß man der Stimme das gleichgültige, gewohn= heitsmäßige Flennen sofort anmerkte. Aber sie baten ausgezeichnet, in richtiger Altguggisbergermundart, nur ein wenig in die Länge gezogen: "As Schüsseli Müülch, der Goottswüülle!" "Mir sn üsere Füüfi!" Sie bettelten so häufig, daß Frau Elisabeth Wenger-Leuthold in ihrem fünfaktigen Guggisbergerschauspiel: "Zu Brenelis Lebznte" gur Ausmalung des bäurischen Lebens ein Guggisbergerhaus recht eigentlich belagern läßt von den "Süuschern". "Süusche" war der Fachausdruck für Betteln. Die Schlauen hatten ihre besondern Kniffe. Weiber strichen den reichen Bauern nach und baten um Patenschaft "fur nes arms Chinn der Tuusiggootswüülle!" Sie erschraken meist sehr, wenn ihnen zugesagt wurde oder wenn man nach Namen und Herkunft des Kindes fragte. Denn einen Baten wünschten sie nicht; sie wünschten nur "abgefertigt" zu werden, mit einer fleinern oder größern Gabe freilich. Abenteuerliche Sagen zirkulieren über die bettelnden Ruschegger im Unterland, auf die lette Spite getrieben vom scharfen Bolkswit. So sollen eines Tages mehr als ein Dutend Bettler am gleichen Hause angeklopft haben; nach ihrem Wohnort gestragt, nannten sie alle Rüschegg. Der Fragende verwunderte sich schließlich und verlangte vom Dreizehnten zu missen, ob denn die Ruschegger nicht bald alle herunter seien. "D doch," gab dieser zu: "Es fehlen noch Pfarrer und Gemeindeprafident; sie fliden wahrscheinlich ihre Gade."

Das muß nach 1860 gewesen sein, nach der Trennung Rüscheggs von Guggisberg. Es muß noch damals schlimm gestanden haben mit der Armenlast, so schlimm, daß trok aller Staatshülfe die Spuren die heute nicht völlig versgangen sind. Immerhin begann eine Besserung der Notlage trok der fortdauernden Bettelei dei vielen Familien. Nach und nach wurde das "Handwert" bei einzelnen nicht mehr der Notlage wegen, sondern als überlieferte Sitte geübt, so gleichsam als Nebenverdienst.

Einträglich war das Korbergeschäft, solange die Hausarbeit mit den unterländischen Fabriken konkurrieren konnte. Die Weiden wuchsen schlank, biegsam und umsonst; der Lebensunterhalt war billig. Kartoffeln wuchsen gut an den Sängen der gewellten Landschaft, Fische, Wild und Holz ließen sich freveln und was fehlte, ersetzte das Sandwerk. Die Einnahmen aus dem Berkauf der Waren konnten als Reingewinn betrachtet werden, wenn die eigene Arbeit in Abrechnung fam. Oder, wenn man die Einnahmen auf alle zur Serstellung und Absehung der Waren verwandten Tage verteilte, erzielte man höhere Taglöhne als mancher Handwerker. Das war die beste Zeit, wo eine fleißige Familie sich aufschwingen konnte, emporsteigen konnte in die Reihen der Angesehenen. Die Mischung der alten Geschlechter mit den neuen vollzog sich allmählich, so daß heute neben den Bertretern der echten Burger 3binden, Binggeli, Rothen, Zwahlen, Burri und Aebischer Bauern namens Stoll, Ammann, Hirschi u. a. zu finden sind, also Leute mit Namen, die aus unterländischen, zuweilen ostichweizerischen Gegenden stammen. In der Stößi jedoch bilden immer noch jene Mader, Runtschen und Batscher die Mehrheit, auch das deutsche Geschlecht der Weißhaupt ist vertreten. Seute verändert sich der Charafter der Stößi mehr und mehr. Einige große Bauernhäuser sind gebaut worden. Ueberflüssige sind abgewandert. Die Korberfarren nehmen ab. Manche von den Jungen ziehen der Stadt gu, die Alten sterben in Spitalern und Armenhäusern, mit einer Sehnsucht nach der Landstraße und den Uferweiden an fühlen Bächen, wo sich an heißen Sommertagen trefflich ruhen ließ. Sie nehmen ihre Sehnsucht mit, und mit sich die Reste der traurig-merkwürdigen Bagantenzeit. Stößi verschönen sich die Sauschen der Burudgebliebenen. Geranien blühen in den Fensterchen, wie in jedem anständigen Guggisbergerhause, die Saufen von Unrat vor den Turen weichen geordneten Holzbeigen. Manch eins vergrößert sich um Einfahrt und Scheuerwerk, und die vermooften Dacher weichen glanzend weißen, neuen Schindellagen. Es weicht auch die magere Wiese mit dem gelbgrünen Mooscharafter. Satter Klee und dider Löwenzahn tun sich gütlich im gepflegten Boden. Die letten Sütten der Armen haben sich geflüchtet, weiter hinauf ans Schwarzwasser, hin-



Der Pflanzgarten auf dem Spitalacker in Bern.

Aus ca 10 Jucharten Gemeinbeland wurden 175 Mietern Pflanzstücke zu 2 a ober 1 a zugeteilt. Die Aufnahme wurde Mitte Mai erstellt; sie zeigt also nicht den heutigen Stand der Kulturen; doch läßt sie die sleißige und sorgsältige Arbeit der Pflanzer erkennen.

über ins Riggisbergische, in den Rohrbachgraben, oder auf den Rüttiplötsch.

In der heutigen, um Ruschegg verkleinerten Gemeinde Guggisberg lag ehemals die zweite Rolonie der heimat-

losen: am "Plötsch" des gegenüber Laubbaches, Dörflein Guggis= berg, wenig über den Sensegrund erhöht. Auf einem runden, grünen Erd= buckel gefäet sind bis heute die Häuslein erhalten. Ihre Bewohner waren vor wenig Jahrzehnten die Hauptlast der Gemeinde; der Boden gab viel zu wenig, das Korbergewerbe blühte hier nicht; die Jungen zogen Sommer und Sommer scharenweise ins Unterland, als Heuer und Schnitter, in der Zwischenzeit hinüber ins nahe Freiburgische, wo die Ziegeleien Verdienst boten. Dieser Berdienst indessen war zu gering, um die daheim Darbenden wirksam zu unterstüten, ging im Reisen oder im Leicht= finn drauf und rief oft der Unzufriedenheit, ohne die Frucht der Unzufriedenheit, den Drang nach vorwärts, bringen zu können, da der alte Schlendrian zu Bessere Schu= tief faß. lung heilte manches ver=

altete Uebel; der Staat leistet außerordentliche Beiträge an die Gemeindekasse von Guggisberg. In Aurzem wird der einst schlimm klingende Name des Plötsch auch der Sage angehören.

Der Krieg und der Gartenbau.

Der 16. Februar 1917 wird vielleicht einmal als ein wichtiges Datum in der Rulturgeschichte unseres Landes genannt werden. Es ist der Tag, an dem der Bundesrat jene Beschlüsse betreffend Anbau des Landes mit Getreide und Bemüse faßte, und da er den Rechtsboden schuf für alle die staatlichen und tommunalen Magnahmen zur Begegnung der Hungergefahr, die uns durch den Unterseebootstrieg und die daraus entstehende Isolierung vom Weltmarkte droht. Wer heute die vielen üppigen Gemusefelder rings um unsere Stadt herum betrachtet, der fühlt eine gewisse Beruhigung in sich aufsteigen: für viele tausend Familien wächst hier Nahrung aus dem Boden; addieren wir all die Bestrebungen, die in bezug auf Gemuse-, Kartoffel- und Getreideanbau im ganzen Lande herum gemacht wurden auf Grund dieses Bundesratsbeschlusses, so kommen wir zu Summen, die den ichlimmften Beffimismus umzustimmen vermögen. Wir haben es in Bern erlebt, daß in rasch im= provisierter Organisation die Zahl der Pflanzgärten — jeder durchschnittlich 2 Aren umfassend — von 1000 auf über 3000 gebracht werden konnte. Es handelte sich dabei um zum Teil ertragloses Land wie Bauplätze oder um Wies= land, das lange nicht so intensiv ausgenutt wurde, wie der Gartenbau dies tut. Dies ist ohne Zweifel eine fehr icone Leistung der städtischen Behörde, der diese Aufgabe oblag. Denn mit der Beschaffung und Verteilung des Landes es kam zumeist nur Gemeindeland in Frage nicht allein getan. Das Land mußte gepflügt, der Anhaut organisiert werden. Es fanden sich die Sachverständigen in der Hauptsache waren es Lehrer der Stadt —, die den

ungewohnten Landmietern Anleitung gaben, wie sie das Anpflanzen angreisen sollten. Sundert Fragen praktischer Natur, von der gemeinsamen Samens und Düngerbeschaffung dis zum billigen Ankauf von Bohnenstangen, galt es da zu lösen. Sie wurden anch augenscheintich gelöst; denn das Werk macht einen soliden Eindruck; die Rulturen stehen schön, die meisten Pflanzer sind mit Fleiß und Interesse an der Arbeit und halten ihre Plätze in Ordnung. Die Pflanzungen bilden geradezu eine Augenweide für jeden Kenner.

Darüber hinaus denkt man an die gesundheitlichen und ethischen Werte, die dem Nutnieger eines Pflanzgartens nebenbei zufallen. Nicht umsonst haben die Philosophen und Sozialpädagogen aller Zeiten das Rousseau'sche "Zurück zur Mutter Natur!" im Gartenbau am idealsten verwirklicht gefunden. Ein schönes Stud Sozialreform liegt da als Tat vor unsern Augen: Die Fabrifarbeiter, die Stubenhoder - vielleicht die Sohne oder Enkel von Bauern fommen wieder zu ihrem Stüdlein Land, werden wieder Menschen. Der Vermieter treibt nicht Wucher — die Gemeinde läßt sich 4 Franken Pachtzins zahlen für die Are das Land nährt den Arbeiter, nicht den Rentner. Gewiß, jeder denkende Betrachter muß zum Schlusse kommen: so muß es bleiben und so muß es weiter geben. Diese Pflang= gärten durfen nach dem Kriege nicht verschwinden, sondern muffen vergrößert und vermehrt werden. Jede Arbeiter= familie, aber auch jeder Stadtbewohner überhaupt soll das Recht haben auf ein Studlein Land in mittelbarer oder unmittelbarer Nähe seiner Wohnung. Dies nicht als End= ziel der Bodenreform, die zu erstreben ist als Teil der sozialen Frage, sondern als verheißungsvoller Anfang.

sur die Redaktion Dr. h. Bracher, Spitalackerstraße 28, Bern (Celephon 5302).